

DIE SPRACHE DER HEIMATVERTRIEBENEN  
IN WÜRTTEMBERG

Obersicht über die verwendeten *Lautzeichen*:

- ee, oo langer Vokal; Kürze bleibt unbezeichnet,  
e, o offener Vokal; die enge Aussprache bleibt unbezeichnet,  
e<sup>n</sup>, o<sup>n</sup> nasalierter Vokal (Länge een, oon),  
e<sup>i</sup>, o<sup>u</sup> Halbzwielaute, nur mit schwachem i- oder u-Nachklang,  
ə unbetonter Vokal, etwa zwischen a und e liegend,  
ʀ ist ein sonst fälschlich mit r bezeichneter Laut; in Wirklichkeit handelt es sich um einen Gaumen-Vokal, der z. B. in der Stuttgarter Umgangssprache die Endsilbe -er wiedergibt,  
ŋ = schriftsprachlich ng (in „Hunger“),  
x = schriftsprachlich ch (in „machen“, „ich“),  
ʃ = schriftsprachlich sch (in „schön“),  
p, t, k, sind harte, aber unbehauchte Verschußlaute; die Behauchung wird besonders bezeichnet (ph, th, kh).

EINLEITUNG

Um das Schicksal der Vertriebenensprachen nach der Umsiedlung zu verstehen, muß man zunächst die sprachlichen Verhältnisse in der *neuen Heimat* kennen. Im alten Land Württemberg wird noch weithin die *Mundart* gesprochen, in den Dörfern fast ausnahmslos, in den Provinzstädten immer noch von großen Bevölkerungsgruppen. Über den Hauptteil des Landes erstreckt sich das *schwäbische* Mundartgebiet, im Norden herrschen (ost- und rhein-)fränkische Mundarten. Alle diese Mundartsträume sind von zahllosen Sprachgrenzen durchzogen. Von der sprachlichen Vielfalt des Schwäbischen etwa gibt *Bohnenberger* (1) eine deutliche Vorstellung. Daneben stehen aber Formen mit weitreichender Gültigkeit, die darum als charakteristisch für die Gesamtmundarten gelten können. Gemeinschwäbische Formen in diesem Sinne sind vor allem die Entrundung sämtlicher gerundeter Umlaute, die Senkung von mhd. i, u, ü vor Nasenlauten zu e, o, e, die Aussprache der mhd. Langvokale î, û, iu als enge Zwielaute æi, æu, æi. Gemeinfränkisch ist die Erweichung der Konsonanten b und g in der Stellung zwischen Vokalen, gesamtrheinfränkisch außerdem die unverschobene Aussprache des anlautenden germanischen p (phund Pfund). Ferner wird die sprachliche Dreiteilung Württembergs sowie die oben ange deutete Zersplitterung der Hauptmundarten in Kleinsträume, die oft nur wenige Dörfer umfassen, zu einem guten Teil wettgemacht durch die *Umgangssprache*. Diese in Stuttgart und Tübingen zusammengebraute Sprachform herrscht heute in den meisten Provinzstädten und greift allenthalben auch auf die Dörfer aus. In ihrer oberen Schicht

zeigt sie rein schwäbischen Charakter selbst in den fränkischen Landesteilen. Als einheitliche, schon ziemlich schriftnahe „Landessprache“ überlagert und beeinflusst sie die reichgegliederten schwäbischen und fränkischen Mundarten und führt sie langsam und stetig einem gesamtwürttembergischen Ausgleich zu. Eine ausführliche Beschreibung der schwäbischen Umgangssprache habe ich in meiner Dissertation (4, bes. S. 217 ff.) gegeben.

Bei einem flüchtigen Blick auf die verschiedenen Sprachen der *Heimatvertriebenen*<sup>1)</sup> muß vor allem deren rascher, unaufhaltsamer Rückgang ins Auge fallen. Das ist umso bemerkenswerter, als die Lebensart der Heimatvertriebenen vor der Umsiedlung vielfach urtümlicher, in sich geschlossener und damit widerstandsfähiger war als die der Binnendeutschen. Heute noch pflegen Landsmannschaften und andere Verbände sowie lokale Organisationen sehr bewußt das hergebrachte Kulturleben, regen das Feiern der heimischen Feste an, versuchen altes Liedgut neu zu beleben. Die Württemberger sind da viel sorgloser. Provinzielles Kulturleben und Kulturwollen sind wohl vorhanden; aber die naiv beflissenen Trabanten falsch verstandener Volkstümlichkeit machen den löblichen Drang zur Farce. Die Schaufensterkultur württembergischer Trachtenvereine mit Lederhose und Tirolerhut zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, wie brüchig der Heimatgedanke im Binnenland geworden ist.

So ist zwar das heimatgebundene Kulturbewußtsein der Neubürger noch viel lebendiger als das der Einheimischen; aber in jeder anderen Hinsicht sind sie im Hintertreffen. Zunächst zahlenmäßig. Aus dem Jahre 1950 haben wir genaue Angaben für die Landesteile Nordwürttemberg und Nordbaden (vgl. Moser 8). Da seitdem weitere Neubürger zugewandert sind, dürfte ihr Anteil im Norden des „Südweststaates“ heute 20 % der Gesamtbevölkerung betragen. In Südwürttemberg und Südbaden (ehemalige französische Besatzungszone) liegt das Verhältnis für sie noch weit ungünstiger. Befördert schon diese äußere Unterlegenheit den raschen Verfall ihrer Sprache, so tritt die Verschiedenheit der Herkunftsländer beschleunigend hinzu. In den genannten nördlichen Landesteilen leben namentlich Heimatvertriebene aus dem Sudetenland (etwa 50 %) und aus Ungarn (etwa 15 %); eine größere Gruppe bilden noch die Schlesier mit etwa 10 %. Den Rest stellen kleine Gruppen aus Jugoslawien, Rumänien, Polen, Rußland und den baltischen Staaten, ferner aus Ostpreußen, Ostpommern und Ostbrandenburg (näheres bei Moser 8, S. 130). Aber auch diese verschiedenen

<sup>1)</sup> Sie seien im folgenden als *Altsprachen* der in Württemberg bodenständigen *Neusprache* gegenübergestellt. Diese Terminologie, so zweckmäßig sie mir für die vorliegende Untersuchung erscheint, kann natürlich keinen Anspruch auf weiterreichende Gültigkeit erheben.

Gruppen sind wieder sprachlich zersplittert. So finden sich bei den Ungarndeutschen bairische, fränkische und schwäbische Mundarten; andererseits gelten alte Großmundarten, wie das Bairische, in verschiedenen Gebieten ohne räumlichen Zusammenhang.

Bei alledem wäre aber die Lage der Vertriebenensprachen keineswegs so hoffnungslos, wenn wenigstens die hergebrachten sozialen Gruppen, besonders die Dorfgemeinschaften, erhalten geblieben wären. Tatsächlich wurden aber die Neubürger nach der Ausweisung fast ausnahmslos in Grüppchen zersplittert und unter die ansässige Bevölkerung aufgeteilt (vgl. Moser 8, S. 122). So stehen heute überall kleinste Einheiten verschiedener Art der starken und äußerlich geschlossenen Gruppe der Einheimischen gegenüber; die Widerstandskraft der Vertriebenensprachen wird dadurch natürlich nachhaltig geschwächt. Wie bedeutsam gerade dieser letztere Gesichtspunkt ist, zeigt das Beispiel der Vertriebenen, die in Lagern leben; hier erhalten sich die Altsprachen erheblich länger.

Da ohne eingehende Kenntnis der Menschen als Sprachträger kein sprachlicher Vorgang befriedigend geklärt werden kann, wird der Nachdruck unserer Untersuchung mehr, als es weithin üblich ist, auf den *Sprechern* liegen. Wir fragen also nicht: Wie unterliegen die Vertriebenensprachen den einheimischen Neusprachen? sondern: Wie gehen die Vertriebenen von der Alt- zur Neusprache über? Gibt es verschiedene „Wege des Übergangs“, und was bestimmt den einzelnen, diesen oder jenen Weg einzuschlagen? Daraus folgt die grundlegende Frage nach den Voraussetzungen und Bedingungen dieses Sprachwandels überhaupt, nach Gegebenheiten also, die wiederum nicht durch rein philologische Betrachtungsweise zu erfassen sind, die sich vielmehr aus der Lebensart der Heimatvertriebenen ergeben.

Es liegt nahe, mit umgekehrter Blickrichtung zu fragen, inwiefern sich die Umsiedlung etwa auf die Altbürger, ihre Lebensart und ihre Sprache auswirke. Zweifellos werden die Tendenzen zum landschaftlichen Sprachausgleich und zur Annäherung an die deutsche Einheitsprache, die im Binnenland schon seit langem vorhanden sind, durch die Gegenwart der Neubürger verstärkt; Art und Ausmaß dieses Einflusses werden sich aber nie genau feststellen lassen (vgl. Moser 8, S. 136 ff.). Daß aussterbende oder abgegangene heimische Wörter durch verwandte Vertriebenensprachen noch einmal zum Leben erweckt werden (dazu Moser 8, S. 137), zählt zu den Ausnahmen und ist für die Gesamtentwicklung belanglos.

Schließlich sei noch auf meine im vergangenen Jahr erschienene Untersuchung zum selben Problemkreis hingewiesen<sup>2)</sup>. Die dort vor-

<sup>2)</sup> Die Sprache der Heimatvertriebenen und das Schwäbische, in: Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1956, S. 90—111.

gelegten Beobachtungen, soweit ich sie durch spätere Nachforschungen bestätigt fand, werden hier in gekürzter Form wiederholt. Sachlich neu ist lediglich der Abschnitt, welcher die Grenze zwischen Misch- und Mehrsprachigkeit festzulegen versucht. Eben diese Frage scheint mir aber im Hinblick auf die Zukunft der Vertriebenensprachen so wichtig zu sein, daß sie eine Wiederaufnahme des Gesamtthemas rechtfertigt.

### 1. Wege des Übergangs

Im folgenden sollen die verschiedenen Möglichkeiten des Übergangs an einigen besonders eingehend befragten Gewährsleuten dargestellt werden. Dabei werden eine schwäbisch-alemannische, eine bairisch-österreichische und eine fränkische Mundart behandelt. Die Namen der Gewährsleute wurden geändert; alle übrigen Lebensumstände sind wirklichkeitsgetreu wiedergegeben.

#### *Neu-Pasua* (schwäbisch)

Die Familie *Schwarz* betrieb bis zur Umsiedlung eine mittelgroße Landwirtschaft in dem ungarndeutschen Dorfe Neu-Pasua (Syrmien), einem Ort von gut 6000 Einwohnern. Die Bevölkerung stammte aus sehr verschiedenen Gegenden Deutschlands. So saßen die Vorfahren der Familie Schwarz in der Gegend von Schopfheim im südlichen Schwarzwald. Nach der Aussiedlung im Oktober 1944 war die Familie zunächst bei Braunau am Inn untergebracht, wohnte dann von 1947 bis 1950 in der Umgebung von Nürnberg, hierauf in Ennetach bei Mengen und seit 1953 in *Reutlingen*. Der ständige Wohnwechsel mit seinen vielfartigen sprachlichen Einflüssen hat sich auf die Eltern nicht nachhaltig ausgewirkt, wenig auch auf die beiden Töchter, am spürbarsten auf die Söhne.

Als *Gewährsleute* dienten mir: Vater Schwarz, 49 Jahre alt, heute Arbeiter; seine Söhne Martin (27, Arbeiter) und Michel (25, Schlosser) sowie die unverheirateten Töchter Gretel (21, Hausgehilfin) und Lene (19, Hilfsarbeiterin).

Die *Mundart* von Neu-Pasua trägt vorwiegend schwäbisches Gepräge, weist jedoch viele rheinfränkische Züge auf. Solchen Einfluß des Rheinfränkischen kann man übrigens in zahlreichen donau-deutschen Mundarten feststellen. Ich gebe zunächst die wichtigsten Merkmale der Mundart von Neu-Pasua; als Grundlage dienten mir eigene Aufnahmen und die Darstellung bei *Schick* (9).

Die Verwandtschaft mit dem „Binnenschwäbischen“ zeigt sich schon bei der *Entrundung* sämtlicher gerundeter Umlaute; es heißt also *khepf* Köpfe, *khia* Kühe usw. Ebenso werden die mhd. engen Laute i, u, ü, ie, uo, üe *vor Nasenlauten* *gesenkt*: *he<sup>am</sup>l* Himmel, *štro<sup>am</sup>pf* Strumpf, *de<sup>a</sup>n<sup>a</sup>n<sup>a</sup>* dienen, *gre<sup>a</sup>n* grün usw.

Von den *Vokalen* sind die altoffenen e-Laute (mhd. ä und mhd. ē) bemerkenswert, die gleicherweise als offenes e erscheinen und bei Dehnung teilweise zwiegelaute werden: rēxt recht, gēsle Gäßlein; lēiwā leben, grēsle Gräslein. Die engen e-Laute hingegen (mhd. e und mhd. ö) sind als enges e erhalten, ebenso mhd. o als enges o: besār besser, khepf Köpfe, lox Loch; bei Dehnung besteht auch hier die Neigung zur Zielauslautung: ufheiwā aufheben, hōwsā Hosen.

Das altlange ā wird stark verdumpft: əmqql einmal, špqqtjqqr Spätjahr (Herbst); vor Nasenlauten wird zwiegelaute: soımā Samen, ouni ohne. — Die halbhengen Langvokale ē, ō, oe werden wieder leicht zwiegelaute: gle<sup>i</sup> Klee, weinix wenig; broūt Brot; beis böse. — Die engen Langvokale mhd. ī, ū, iu zeigen fränkische Lautgebung: sie erscheinen als offene Zielaute, nur vor Nasenlauten tritt — wieder wie in vielen fränkischen Mundarten — Verengung ein; es heißt aise Eisen, haos Haus, faiər Feuer; əinfiürə einführen, tsəun<sup>n</sup> Zaun, nəin<sup>n</sup> neun.

Der alte Zielaute ei erscheint als Dreilaute: qəe Ei, noən<sup>n</sup> nein, wird aber oft zum langen Zielaute abgeschwächt: lqqedər Leiter, glooen<sup>n</sup> klein. — Die mhd. Zielaute ie, uo, üe bleiben erhalten: liəb lieb, ruə Ruhe, khiə Kühe.

Von den *Konsonanten* wird mhd. b zu w erweicht, wenn es zwischen Vokalen oder zwischen r, l und Vokal steht: štuwā Stube, farwiχ farbig — eine typisch fränkische Eigenart. Ferner erscheint das germanische p wie im Rheinfränkischen unverschoben, wenn es am Wortanfang stand oder verdoppelt war; phaeƿ Pfeife, štopə stopfen.

Einige *Zeitwörter* mit Sonderbildungen mögen diese Übersicht abschließen: können. Gegenwart: iχ kha<sup>n</sup>, du kha<sup>n</sup>st, ər kha<sup>n</sup>; miir khe<sup>n</sup>a, iir khe<sup>n</sup>aet, se khe<sup>n</sup>a. gehen (völlig gleiche Lautbildung zeigt „stehen“). Gegenwart: ge<sup>i</sup>, geist, geit; gee<sup>n</sup>a, gee<sup>n</sup>aet, gee<sup>n</sup>a; Mittelwort der Vergangenheit: ga<sup>n</sup>ηə (kšda<sup>n</sup>ηə); Grundform: ge<sup>i</sup>, šde<sup>i</sup>. sein. Gegenwart: be<sup>n</sup>, bišt, is(!); se<sup>n</sup>, se<sup>n</sup>d, se<sup>n</sup>. Die Vergangenheit iχ waar, auch wqqr wird oft verwendet. Mittelwort der Vergangenheit: gwēst. Grundform sa<sup>n</sup>, səi<sup>n</sup>. haben. Gegenwart: hab, hašt, hat; he<sup>n</sup>, he<sup>n</sup>t, he<sup>n</sup>. Mittelwort der Vergangenheit: ghat. Grundform: ha<sup>n</sup>.

Von dieser Ordnung weichen nun die einzelnen Gewährsleute in verschiedenem Maße ab.

Vater Schwarz, als der älteste unter den Gewährsleuten, hat seit der Umsiedlung nur wenige Neufornen angenommen; neben solchen gebraucht er häufig noch die alten Fornen. Öfter sagt er: i ha<sup>n</sup> ho<sup>n</sup>ηər ich habe Hunger, dər išt guət der ist gut, iχ khaa<sup>n</sup> guət šafə ich kann gut schaffen; die abweichenden Altformen lauten iχ hab, dər is, iχ kha<sup>n</sup>. In diesen Fällen liegt eindeutig *binnenschwäbischer* Einfluß vor. An der Umwandlung der Form iχ zu i (die wahrscheinlich schon in der Heimat begonnen hatte) mag neben dem Binnenschwäbischen auch die *bairisch-österreichische* Mundart mitgewirkt haben. — Gemeinsamer Einfluß des Binnenschwäbischen und der *Einheitssprache* liegt vor, wo das zwischen Vokalen stehende b wieder als Verschlusslaut erscheint (šraebə schreiben). Wenn brqəet zu braet breit, qəe zu ae Ei wird, so sehen wir hier in erster Linie die Einheitssprache am Werk; daneben können auch die schwäbische und die bairische *Umgangssprache* an dieser Entwicklung beteiligt sein. Besonders lehrreich sind die Formen pfo<sup>n</sup>d Pfund und əi<sup>n</sup>mər Eimer. Im Gegensatz zum Hauptverfahren ist das germanische p in pfo<sup>n</sup>d „verschoben“: dieses Wort war in der

Heimat unbekannt (dort gab es nur „Kilo“); mit der neuen Maßeinheit hat man dann auch die neue Bezeichnung in der neuen Aussprache übernommen. Hier zeigt sich deutlich ein Nachlassen der sprachlichen Selbsttätigkeit: Neues wird nicht mehr nach den Gesetzen der eigenen Sprache verarbeitet, sondern kritiklos übernommen. — „Eimer“ müßte, da der alte Zielauslaut ei zugrunde liegt, in der Mundart von Neu-Pasua oæ<sup>m</sup> heißen. Aber das in der Heimat unbekannte Wort hörte Vater Schwarz zum ersten Mal von seinen Arbeitskameraden, die sich größtenteils der Einheitssprache oder der schwäbischen Umgangssprache bedienen, daher aemər oder ae<sup>m</sup>ər sagen. Nun kennen Umgangs- und Einheitssprache diesen ae-Laut auch in Wörtern wie ae<sup>n</sup>fiirə bzw. aenfüürən einführen, also für mhd. ī vor Nasenlauten, wo die Mundart von Neu-Pasua ai<sup>n</sup> (ai<sup>n</sup>fiirə) vorschreibt. Indem nun Vater Schwarz das Wort „Eimer“ fälschlich mit solchen Wörtern zusammenbrachte, in denen mhd. ī zugrunde liegt, kam die Aussprache ai<sup>n</sup>ər zustande. Dieser Sprachirrtum zeigt gleichwohl einen beträchtlichen Rest von sprachlicher Selbsttätigkeit.

Nur geringfügig weichen *Gretel* und *Lene* Schwarz vom Sprachgebaren des Vaters ab. Beide lebten bis 1953 im elterlichen Hause; seitdem arbeitet Gretel als Hausgehilfin bei einer Familie rheinischer Herkunft, während Lene in einer Fabrik beschäftigt ist, wo sich neben der Arbeit nur spärliche Unterhaltungsmöglichkeiten bieten. Außerdem leben in und um Reutlingen zahlreiche Neu-Pasuaner, die in häufigen Zusammenkünften ihre landsmannschaftliche Verbundenheit zu bewahren suchen; so ermöglichen auch gesellige Veranstaltungen nur beschränkten schwäbischen Einfluß. Daher weisen die sprachlichen Neuerungen der Mädchen, wo sie über die des Vaters hinausgehen, vorwiegend auf die Einheitssprache; das erklärt auch die Aufnahme absolut mundartfremder Wörter wie „damit“, „erstaunt“ usw. Die häufig gebrauchte Form hqt hat (für heimisches hat) schließlich dürfte in diesem Fall noch aus der Zeit des bairischen Aufenthaltes stammen.

Bei *Michel* und *Martin* Schwarz treten die Neuerungen, die wir schon beim Vater verzeichneten, in wesentlich stärkerem Maße auf. Beide sind von aufgeschlossenem Wesen und stehen während der Arbeit in dauernder, inniger Berührung mit schwäbischen Kameraden. Der verstärkte Einfluß des *Binnenschwäbischen* ist vor allem an der gelegentlichen ai-, əu-Aussprache der mhd. Langvokale ī, ū (br̥ei Brei, m̥auər Mauer) zu erkennen; daneben herrscht freilich die alte Aussprache brae, maøər noch vor. Außerdem haben sich die zahlreichen unschwäbischen Zielauslautungen, wie sie die grammatische Übersicht verzeichnet, noch erhalten — „sekundäre“ Sprachmerkmale, die wegen ihrer Geringfügigkeit meist erst ganz zuletzt aufgegeben werden. Auch werden die Zeitwörter „gehen“ und „stehen“ noch ausnahmslos mit dem fränkischen Stammvokal e (schwäbisch a) gebildet.

So tragen die Individualsprachen in der Familie Schwarz noch vorwiegend altsprachlichen Charakter. Es handelt sich im ganzen um mehr oder minder stark entwickelte *Mischsprachen*.

### Perbal (bairisch)

Aus dem ungarndeutschen, katholischen Dorfe Perbal im Kreis Budapest stammt die 57jährige Witwe *Petri*, die heute in Neuler (Kreis Aalen) wohnt. Keiner ihrer ehemaligen Dorfgenossen lebt in erreichbarer Nähe; die beiden erwachsenen Söhne sind an fernegelegenen Orten beschäftigt. So ist der Kontakt mit der schwäbischen Bevölkerung ihrer neuen Heimat besonders eng, und Frau Petri hat trotz ihrem fortgeschrittenen Alter zahlreiche schwäbische Formen übernommen. Die gemeinsame Konfession mag ein übriges dazu getan haben.

Die *Mundart* von Perbal hat schon viele altertümliche Züge aufgegeben. Im folgenden werden nur die wichtigsten Abweichungen von der Einheitssprache angeführt.

Alle gerundeten Umlaute werden *entrundet*: *jīnə* jünger, *šeeʹne* schöne, *sīə* süß, *laet* Leute. — *Zwielautung* über den Gebrauch der Einheitssprache hinaus findet sich nur beim Kurzvokal *a*, wenn ein Nasenlaut folgt, der vor Reibelaut aufgelöst wird: *khaoʹnst* kannst.

Von den *Kurzvokalen* erscheint mhd. *a* im übrigen als *q*: *dqs* daß, *gqʹnə* gegangen; *šdqʹt* Stadt, *grqʹk* krank. — Alle mhd. *e*-Laute sind in geschlossenes *e* zusammengefallen: *rext* recht, *bessə* besser, *khesdn* Kästen; *leeʹn* legen, *geem* geben, *greesə* Gräser. — Vor dem stark *u*-haltigen *l* werden mhd. *e* und *i* gerundet: *gööd* Geld, *hüüfst* hilfst. — Mhd. *o* wird vor *r*-Verbindungen gelegentlich zu *u*: *duəʹtn* dort, *fuəʹt* fort.

Der mhd. *Langvokal ā* erscheint als *qq*, vor Nasenlauten als *ooʹn*: *štrqq* Straße, *sooʹmə* Samen.

Der alte *Zwielaut* *ei* wird zu *a* vereinfacht: *laaʹtə* Leiter, *aaʹfqq* einfach. — Mhd. *ou* erscheint als *ao*, vor Nasenlaut wird vereinfacht: *raoʹgət* raucht, *aofraaʹmə* aufräumen. — Mhd. *ie* und *ou* bleiben als *Zwielaute* erhalten: *wīəʹŋ* Wiege, *muəʹtə* Mutter.

Die *Nebensilbe* *-en* wird zu *n*, nur nach Nasenlauten zu *ə* (*ən* jeedn einen jeden, *nemə* nehmen). Die Endsilbe *-er* wird zu *ə*: *šaiə* Scheuer.

Der mhd. *Konsonant l* wird in vielen Fällen vokalisiert: *sqets* Salz, *qed* alt. — Der Verschluslaut *b* wird zwischen Vokalen zu *w* erweicht: *owə* aber, *waewə* Weiber. — *b* und *g* werden vor der Endsilbe *-en* aufgelöst, wobei das auslautende *n* an den vorhergehenden Konsonanten angeglichen wird: *leem* leben, *droqʹn* tragen. — Die Lautgruppe *st* wird nach *r* zu *št*: *wīiəʹšt* Würste.

Aus der *Zeitwortbiegung* ist bemerkenswert:

*können*. Gegenwart: *khooʹn*, *khaoʹnst*, *khooʹn*; *kheʹnə*, *kheʹnts*, *kheʹnə*; Mittelwort der Vergangenheit: *kheʹnə*; Grundform: *kheʹnə*. *gehen* (ebenso „stehen“). Gegenwart: *gee*, *geest*, *geet*; *geʹnə*, *geets*, *geʹnə*; Mittelwort der Vergangenheit: *gqʹnə* (*kšdqʹndn*); Grundform: *geel*, *šdeeʹl*. *sein*. Gegenwart: *bin*, *bist*, *ist*; *saʹn*, *saets*, *saʹn*; Mittelwort der Vergangenheit: *gwest*; Grundform: *saʹn*. *haben*. Gegenwart: *hqb*, *hqst*, *hqt*; *hqm*, *hqts*, *hqm*; Mittelwort der Vergangenheit: *ghqt*; Grundform: *hqm*.

Frau Petri hört nicht Rundfunk und liest in der Zeitung kaum mehr als den Wetterbericht; sie hat nur wenige geistige Bedürfnisse

und verkehrt fast ausschließlich mit schwäbischen Bauern; sie geht auch nicht ins Kino, allenfalls einmal in ein Bauerntheater, dessen Hauptakteure die Söhne und Töchter alteingesessener Familien sind. So leuchtet es ein, daß die Einheitssprache für Frau Petris Sprechweise ohne Bedeutung blieb; ihre Neuerungen müssen wir im wesentlichen der *schwäbischen Mundart* zuschreiben.

Ins Ohr fällt vor allem die Aussprache des mhd. *a*; hier ist die Verdampfung weithin aufgegeben, besonders vor Nasenlauten: *wassə* Wasser, *dants* Tanz. — Die Endsilbe *-en* wird in zunehmendem Maße zu *ə*: *maxə* statt *moxen* machen, *wqgə* statt *wagen* Wagen. — Die Dehnung altkurzer Vokale vor Konsonantengruppen, eine typisch ostschwäbische Erscheinung, tritt bei Frau Petri sehr häufig auf: *khaalt* kalt, *khoopf* Kopf u. v. a. — Auch beim althochdeutschen Zwielaute *iu* dringt die schwäbische *ui*-Aussprache ein: *nui* neu (gegen altsprachliches *nae*).

Trotz diesen starken neusprachlichen Einflüssen wird der bairische Grundton in Frau Petris Mundart kaum jemals verlorengehen. Das durchaus unschwäbische *ə* für die Endsilbe *-er* (*bessə* besser) wird sie wahrscheinlich nie aufgeben. Aus dem Widerspiel von Neuerung und Bewahrung entstehen dann die seltsamen, weder bairischen noch schwäbischen Mischformen *šuiə* Scheuer, *fuia* Feuer usw.

Insgesamt zeigt das Beispiel der Witwe Petri, wie übermächtige soziale Bedingungen auch einmal die Schranken fortgeschrittenen Lebensalters zu überwinden vermögen.

### *Neudorf* (rheinfränkisch)

1818 oder 1819 wurde Neudorf-Novoselo im Bereich der damaligen Militärgrenze in *Syrmien* gegründet, also unweit des großen Donaubogens in Südungarn (heute Jugoslawien). Das Dorf zählte zuletzt etwa 1600 Einwohner. Die Mundart weist auf die Rheinpfalz als Ursprungsgebiet (vgl. Verf. 5). Die rein evangelische Bevölkerung gliederte sich in selbständige Bauern, Tagelöhner und Halbstadtbauern (Pächter der größeren Grundherren). Zu den letzteren gehörte auch die Familie *Schurz*, die nach der Ausweisung im Oktober 1944 und nach langen Irrfahrten Ende 1947 ins Lager Schlotwiese bei Stuttgart-Zuffenhausen gelangte und seither dort lebt.

*Gewährsleute* im einzelnen waren die 74jährige Großmutter; ihre Tochter, Frau *Schurz* (53); Vater *Schurz* (59, heute Hilfsarbeiter); der Sohn *Anton* (24, Kraftfahrer); *Anton* hat 1953 geheiratet und lebt seitdem nicht mehr im Lager. Ferner *Antons* dreijähriger Sohn *Manfred* und die fünfjährige *Elisabeth*, ebenfalls ein Enkelkind von Vater und Mutter *Schurz*; die beiden Kinder leben seit mehreren Jahren bei den Großeltern in der Schlotwiese.



Auch in der *Neudorfer Mundart* gilt die *Entrundung* der gerundeten Umlaute: eſtər öfter, hiſl Hühner, bleid blöde, faiər Feuer, bliumſə Blümchen, fraid Freude. — Der fränkische Charakter der Mundart zeigt sich besonders deutlich an der sehr beliebten *Zwielautung*. Sie betrifft zunächst die halbhohen Kurzvokale, soweit sie gedehnt wurden, also mhd. ä, ē, e (ſl̥ei Schläge, mēil Mehl, eiſl Eſel) und mhd. o (ouwə Ofen). Ferner werden sämtliche alten Langvokale „gespalten“; so mhd. ā (ſwouwiſ ſchwäbiſch), mhd. æ, ē, oe (geiſ jāh, klei Klee, bleid blöde), mhd. ô (brout Brot), mhd. î, û (daiſl Deichſel, tsaun Zaun). — Bemerkenswert ist auch die *Weitung* von Kurzvokalen vor r-Verbindungen: sarwiſ ſerbiſch, arbə Erbsen, kharſ Kirche, darfər Dörfer, warſt Würſte; gəwər geworden, wərſt Wurf.

Der mhd. Kurzvokal *a* wird verdumpft: hqwə Hafen, mqn Mann. Von den *Zwielauten* erscheint mhd. *ei* als enges *ei* (speiſər Speicher), im Auslaut als *qqe* (mqqe Mai, qqe Ei). — Mhd. *ou* wird zu *qq* vereinfacht: frqq Frau. — Die mhd. *Zwielaute ie, uo, üe* werden wie stets in den fränkischen Mundarten zu Einlauten: bətriia betrügen, huuſtə Husten, griin grün.

Auch die *Konsonanten* zeigen fränkische Behandlung. So wird *b* zwischen Vokalen erweicht: khiwl Kübel, ſraewə schreiben; *g* aber wird völlig aufgelöst, sofern es im Mhd. zwischen Vokalen stand: wqq Wagen, kriin kriegen. — Wo die Lautgruppen *nd, ld, nt, lt* zwischen Vokalen stehen, fällt der Verschlusslaut aus: hunərt hundert, hqlə halten, unə unten, ſl̥lə schelten. — Rheinfränkische Lautgebung findet sich auch beim germanischen *p*, das an Wortanfang und Wortende und bei Verdoppelung auch im Innern des Wortes nicht verschoben wird: phqrr Pfarrer, tsoſ Zopf, ſtoppə stopfen.

Beim *Zeitwort* sind die Mehrzahlendungen einheitlich: meir lein, eir lein, si lein wir legen, ihr legt, sie legen. — Beim *Mittelwort* der Vergangenheit der starken Verben ist die Endung *-en* spurlos abgefallen: gənum genommen, geb gegeben. — *gehen* (ebenso „stehen“). Gegenwart: iſ gei, du geiſt, ər geit; Mehrzahl: gein. Mittelwort der Vergangenheit: gqſ (kſtqn). Grundform: gein. *sein*. Gegenwart: bin, biſt, iſ; sin. Mittelwort der Vergangenheit: gəwən. Grundform: siin. *haben*. Gegenwart: hqn, hoſt, hot; hqn. Mittelwort der Vergangenheit: ghqt. Grundform: hqn.

Bei der alten *Großmutter* findet sich die soeben umrissene Heimatmundart unverändert erhalten. Vater Schurz, der weder lesen noch schreiben kann, erlitt vor einem Jahr einen schweren Unfall und lebt seitdem ganz im Lager; aber auch während seines Hilfsarbeiterdaseins fand der verschlossene Mann kaum Gelegenheit zu Unterhaltungen mit Einheimischen. So erklärt es sich, daß seine Mundart weder schwäbische noch einheitssprachliche Züge aufweist.

Mutter Schurz hingegen ist geistig beweglich und von geselligem Wesen; sie hört gerne Radio und liest alles Gedruckte, vom Anzeigenteil der Tageszeitung bis zum Groschenroman; außerhalb des Lagers hat sie zahlreiche schwäbische Bekannte. So begegnen sich in ihrer Sprache *einheitssprachliche* und *schwäbische* Einflüsse. Der mhd. Kurzvokal *a* verliert bei ihr seine Verdampfung, häufiger freilich im Gespräch mit mir als unter Landsleuten: naſt Nacht, hand Hand. — Die mhd. *Zwielaute ei* und *ou* erscheinen in zunehmendem Maße in der schriftnahen Lautgestalt: haiſ heiß. frao Frau. — Statt *wqr* geworden, *gfqqr* gefahren heißt es verschiedentlich *wqrə*, *gfqqrə*. Hier

sind offensichtlich die Einheitssprache und das Schwäbische gemeinsam am Werk. Auch sagt Mutter Schurz vielfach *fində finden*, *undə unten* (statt altsprachlichem *finə*, *unə*). — Schließlich werden *b* und *g* zwischen Vokalen häufig wieder als Verschußlaute ausgesprochen: *gebə* statt *gewə* geben, *aūdaigə* statt *aūdaia* aussteigen.

Anton Schurz gebraucht, besonders seit er aus dem Lager weggezogen ist, noch mehr neusprachliche Formen als die Mutter. Vor allem werden bei ihm die alten Langvokale nicht mehr zwiegelautet, er sagt also *qqwəd* Abend, *šnee* Schnee, *roor* Rohr. Hier scheint es sich um eine mechanische Anpassung an die sprachliche Umgebung zu handeln, denn Anton selbst bemerkt dieses Abweichen vom mütterlichen Sprachgebrauch überhaupt nicht. — Eindeutig liegt *schwäbischer* Einfluß vor in der Umwandlung des Wörtchens *is* zu *iš* ist und in der Verdrängung der altsprachlichen Relativpartikel *wqs* (was) durch *woo*; daneben hält sich die Altform geläutert als *was*. — Ferner sagt Anton häufig *iir* *fiidərət* (statt *fiidərə*) ihr füttert. — Hinderlich für seinen weiteren Übergang zum Schwäbischen ist der Umstand, daß seine junge Frau ebenfalls aus Neudorf stammt.

Während *Manfred* sich sprachlich kaum von Mutter Schurz unterscheidet, spricht *Erika* unverfälschte Stuttgarter Umgangssprache: das vergangene Jahr über lag sie in einem Stuttgarter Krankenhaus unter vorwiegend schwäbischen Mitpatienten. Bemerkenswert ist, daß Erika in dieser Zeit die Heimatmundart völlig verlernt hatte, so daß sie in den ersten Wochen nach der Rückkehr die Großeltern kaum mehr verstand. Freilich ist nicht zu bezweifeln, daß sie binnen kurzem die Altsprache — wohl unter Beibehaltung des Schwäbischen — wieder annehmen wird.

So fanden wir auch hier bei den Erwachsenen Mischsprachen verschiedenen Grades, stärkere neusprachliche Tendenzen bei den Jüngeren, besonders wenn sie die Schranken des Lagerlebens durchbrochen haben. Die Kinder hingegen übernehmen die Sprache ihrer Umgebung unverändert. Unter normalen Bedingungen müßten sie dabei zweisprachig werden; dies wurde nur durch die besonderen Verhältnisse des Lager- bzw. Krankenhausdaseins verhindert.

## 2. Voraussetzungen und Bedingungen des Übergangs

Dieser Abschnitt soll die bisher gewonnenen Ergebnisse zusammenfassen, ordnen und auswerten. Dabei wird auch eine größere Anzahl minder eingehend befragter Gewährsleute anzuführen sein; die an ihnen gemachten Beobachtungen werden in vielen Fällen unsere Feststellungen bestätigen oder ergänzen.

Grundlage und allererste Voraussetzung des Sprachwandels, den wir untersuchen, sind die sozialen Zustände in der alten Heimat.

Zwar hatte die Umsiedlung gewöhnlich einen radikalen sozialen Bruch zur Folge: heimische Gemeinschaften wurden zersprengt und wieder vermischt, Angestellte wurden zu Arbeitern, Bauernsöhne gingen auf die Universität. Aber in einem Punkt reicht die alte Welt weit in die neue herein: die *sprachlichen Bindungen* lassen sich am schwersten lösen. Die Sprache ist viel enger an den Menschen gebunden als Arbeits- und Wohnweise, Brauchtum und Kleidung; sie ist außerdem beharrlicher. Man wechselt in fünf Minuten die Kleider, man kann von heute auf morgen eine andere Arbeit übernehmen; aber man kann nur in Jahren seine Sprache ändern.

Betrachten wir nun die Altsprachen vor der Umsiedlung, so werden wir besonders die verschiedenen *Landschaftssprachen* und die einzelnen *Schichten* berücksichtigen müssen.

Im *niederdeutschen* Sprachbereich hatte die Mundart (das „Plattdeutsche“) schon lange nicht mehr so weitreichende Gültigkeit wie in Oberdeutschland. Die *Einheitssprache* war zur Schul-, Militär-, Handels- und Behördensprache geworden. Nach der Umsiedlung haben sich die niederdeutschen Mundarten in Süddeutschland praktisch nirgends mehr gehalten; um so zäher behaupten sich indessen die durch die Einheitsrede gestützten norddeutschen *Umgangssprachen*. In zahlreichen Fällen haben sogar Kinder, die ihre gesamte Schulzeit im schwäbischen Raume verbrachten, die elterliche Einheitsrede oder eine dieser nahestehende Sprachform bewahrt. Von dieser Erscheinung wird im 3. Abschnitt noch ausführlicher die Rede sein.

Wenden wir uns nun zu den *hochdeutschen* Landschaftssprachen, so scheinen die *Franken*, von besonderer geistiger Beweglichkeit und im allgemeinen sehr anpassungsfähig, ihre Heimatsprache am ehesten aufzugeben. Allerdings konnte sich diese Besonderheit aus den Einzeluntersuchungen des ersten Teiles nicht ergeben, weil die einzigen Vertreter des Fränkischen, die Familie Schurz aus Neudorf, Sonderbedingungen unterworfen sind.

Die *Baiern* sind für ihre sprachliche Beharrsamkeit genügsam bekannt, und so halten sich auch bei Jüngeren, die im ganzen schon zum Schwäbischen übergegangen sind, vielfach noch vereinzelte bairische Formen, wie *mist* (Mist) neben vorherrschendem schwäbischem *mißt* u. a.

Bei den *schwäbisch-alemannischen* Vertriebenenmundarten ist es natürlich von Bedeutung, wie weit diese sich in der Heimat noch rein erhalten hatten; häufig wurden sie ja von den Nachbarorten her durch fremde, meist fränkische Mundarten überlagert, so daß Mischmundarten zustande kamen wie in Neu-Pasua. Auch kann man keineswegs sagen, daß die Mundarten, die dem Binnenschwäbischen am nächsten stehen, der bodenständigen Sprachform am schnellsten erliegen. Gerade die unscheinbaren „sekundären“ Sprachmerkmale werden häufig gar

nicht bemerkt und daher geraume Zeit überhaupt nicht verändert (wie bei Martin Schwarz). So kommt es, daß manche jungen Vertriebenen schwäbischer Mundart auch in der Schule und unter ihren eingeborenen Spielkameraden noch ihre unverfälschte Heimatmundart sprechen, die nur ganz geringfügig von der Sprache der Altbürger abweicht.

Fast ebenso wichtig wie diese horizontalen (regionalen) Besonderheiten aber sind die *vertikalen*, damit die sprachliche *Schicht*, welcher der einzelne vor der Ausweisung angehörte. Die Sprachschicht beruht zwar auch auf sozialen, daneben aber in erster Linie auf *geistigen* Grundlagen (s. Verf. 4, Teil III), die sich nicht ohne weiteres mit den sozialen Verhältnissen ändern können.

Zunächst hat es freilich den Anschein, als ob die sozialen Bedingungen des Neulandes auch hier den Ausschlag gäben. Gerät ein Bauernsohn (also ein Mundartsprecher) nach der Umsiedlung — etwa als Student — in akademisch gebildete Umgebung, so wird er versuchen, sich die dargebotene Umgangssprache anzueignen. Entsprechend wird sich ein aus bürgerlichen Verhältnissen stammender Büroangestellter verhalten. Hat diesem aber die Heimatmundart während mehr als eines Jahrzehnts ihre einfachen, „primitiven“ Denkformen eingeprägt, so entstehen innere Spannungen. Es zeigt sich, daß er der neuen, „höheren“ Sprachschicht geistig nicht gewachsen ist: er wird zum „parvenü“ (s. Verf. 4, bes. S. 333 ff.), weil er schon viel zu fest in der alten Denkstufe verwurzelt ist, während seine jüngeren Geschwister mühelos zu höheren Sprachschichten emporsteigen. So kann die heimische Sprachschicht sehr intensiv ins Sprachleben der neuen Heimat hinüberwirken. — Häufiger ist allerdings, da sich mit der Umsiedlung oft sozialer Abstieg verbindet, der umgekehrte Fall: kommen Kinder gebildeter Eltern in mundartliche Umgebung, so werden sie sich zwar die neue Mundart ihrer äußeren Form nach aneignen, während sich ihre geistige Höherstellung gegebenenfalls in Abweichungen der *inneren Sprachform* (besonders der Syntax) zeigt.

Hierher gehört auch der Sohn eines ostelbischen Großbauern, in dessen Familie man sich der Einheitssprache bediente, mithin einer recht hochstehenden Sprachform. Nachdem er seine Eltern verloren hatte, wurde er Handwerker und arbeitet heute in Aalen. Er spricht, wie die meisten seiner Arbeitskameraden, die „Aalener Umgangssprache“ (Schicht III; vgl. Verf. 4, S. 219 ff.) ohne lautliche Abweichungen. Aber gewisse syntaktische Eigentümlichkeiten heben ihn deutlich aus seiner Umgebung heraus; so sagt er meist „ich gehe *um* den Wagen *zu* holen“, während die Kameraden einfachere, weniger logische Konstruktionen gebrauchen, wie „ich gehe und hole den Wagen“ usw. Da er keine besonderen literarischen Interessen hat, dürfen wir hier wahrscheinlich einen schwachen Nachklang der Sprachverhältnisse im Elternhause sehen.

Ähnliche Tendenzen sind vielfach, wenn auch kaum bemerkbar und mit rasch abnehmender Stärke, am Werk. Wer in der Heimat *Mundart* sprach (fast alle Balkandeutschen, der Großteil der Sudeten-

deutschen), strebt unbewußt auch im Neuland nach einer der dargebotenen Mundartformen; wer *umgangssprachlichem* Bereich entstammt (fast alle Nord- und alle Baltendeutschen, viele Schlesier, ein Teil der Sudetendeutschen), wird sich nach Möglichkeit wieder eine Umgangssprache aneignen. Allerdings kommt bei den Kindern der dargebotenen Sprachschicht des Neulandes überragende Bedeutung zu; da in diesem Lebensabschnitt die Denkformen noch nicht endgültig festgelegt sind, werden auch keine geistigen Mißverhältnisse entstehen. Darum und weil ferner die über 25jährigen Erwachsenen ihre Altsprache im wesentlichen beibehalten, hat die besprochene Tendenz, Alt- und Neusprache miteinander in Einklang zu bringen, vor allem Bedeutung für das *Jugendalter*, das ohnehin in jeder Hinsicht eine Epoche der Verwandlung und neuen Werdens ist.

Von der Bedeutung der *Neusprache*, die dank ihrer Einheitlichkeit und der Überzahl der Sprecher überall vordringt, war schon wiederholt die Rede. Aber zahlreiche Heimatvertriebene verhalten sich bei übereinstimmenden sprachlichen Voraussetzungen ganz verschieden. Beim Übergang von der Alt- zur Neusprache müssen also noch andere, nichtsprachliche Bedingungen wirksam sein.

Das *Geschlecht* freilich fällt als sprachbestimmender Faktor nicht mehr allzu sehr ins Gewicht. Mädchen wie junge Männer arbeiten heute in der Fabrik, werden Verkaufs- und Büroangestellte und sind so dem neusprachlichen Einfluß in gleichem Maße ausgesetzt. Das soziale Milieu entscheidet im Einzelfall, oft ganz unabhängig vom Geschlecht, über das Maß der Neuerungen. Lediglich bei den älteren (über 40jährigen) Erwachsenen könnte sich der Unterschied des Geschlechts noch nachhaltig auf die Sprachgestaltung auswirken; in diesem Alter sind vorwiegend die Männer berufstätig, während die Frauen sich dem Haushalt widmen. Aber im fünften Lebensjahrzehnt ist die Bereitschaft zu Neuerungen gemeinhin schon so stark zurückgegangen, daß es nicht mehr zu nennenswerter sprachlicher Differenzierung kommt.

Auch der Unterschied der *Konfessionen* ist heute weithin bedeutungslos geworden, zumal in den Städten, wo man keinesfalls mehr *einer* Konfession eine bestimmte Sprache oder Lebensart zuschreiben kann. Auf dem Land ist die ausgleichende Entwicklung noch nicht so weit gediehen; hier wirken sich konfessionelle Grenzen häufig noch bei Erwachsenen aus. Die Kinder freilich pflegen — soweit sie nicht von anderer Seite dazu angehalten werden — einander nicht zu fragen: „Bist du katholisch oder evangelisch?“, sondern zuerst: „Gehst du mit zum Baden?“ oder: „Kannst du Fußball spielen?“ Ehen zwischen Anhängern verschiedener Konfessionen schließlich sind heute auch bei den Heimatvertriebenen eine fast alltägliche Erscheinung.

Dagegen bestimmt das *Lebensalter* in weitem Maße die Sprechweise

der Heimatvertriebenen. Wir konnten feststellen, daß die über 20jährigen im allgemeinen zu einer Mischsprache mit teilweise geringen neusprachlichen Elementen übergegangen sind. Manche Alten haben ihre Heimatmundart noch rein erhalten.

Ein weiteres Beispiel hierfür liefert uns die Bauernfamilie *Merz* aus Wittenberg (Bessarabien), die seit 1946 in der Nähe von Schwäbisch-Hall lebt. Obwohl die etwa 60jährigen Eheleute oft bei einheimischen Bauern arbeiteten, haben sie ihre ursprüngliche schwäbische Mundart erhalten, die sich deutlich von der ostfränkischen Mundart der Haller Gegend unterscheidet. Erst in neuester Zeit wird diese Beharrsamkeit durch die Wohnweise unterstützt: seit 1953 lebt die Familie Merz im eigenen Häuschen außerhalb des Dorfes.

Andererseits sind die *Kinder* in der Regel zweisprachig geworden, indem sie Alt- und Neusprache in gleicher Vollkommenheit beherrschen. Die Sprache des Kleinkindes wird ebenso sehr von den Spielkameraden wie von den älteren Familienmitgliedern bestimmt. So eignen sich die Vertriebenenkinder im häuslichen Kreise die hergebrachte Mundart, außerhalb des Hauses beinahe gleichzeitig die Mundart der einheimischen Kinder an. Ausnahmslos tritt dieser Vorgang auf dem Lande ein, während die Kinder in der Stadt dem elterlichen Einfluß oft wesentlich länger und beinahe ausschließlich ausgesetzt bleiben.

Von hervorragender Bedeutung sind auch die *individuellen Anlagen*, der Charakter, der Bildungsgrad eines Menschen. Gleiche soziale Bedingungen schaffen durchaus nicht immer übereinstimmende Individualsprachen. Die Bereitschaft zur Unterordnung oder der Wille, sich in einem neuen Lebenskreise rasch Anerkennung zu verschaffen, kann beschleunigte Annahme der Neusprache bewirken. Bei anderen wieder kann kräftig ausgebildetes Selbstgefühl zu sprachlicher Beharrsamkeit führen. Die sprachbildende Funktion der Individualität tritt zutage in dem unterschiedlichen Sprachgebaren von Herrn und Frau Schurz aus Neudorf, ebenso bei dem heute 22jährigen Fritz Zinser aus Kaltenstein im Kreis Wieselburg (Westungarn).

Vater Zinser besaß in der alten Heimat ein Anwesen von 60 Hektar. Fritz besuchte zunächst die dortige Volksschule. Nach Kriegsende und einjährigem Wanderleben faßte die Familie im April 1946 in dem Schwarzwalddorf Mötzingen (Kreis Nagold) wieder festen Fuß. Fritz besuchte die Oberschule in Nagold und studiert seit 1954 in Tübingen. Sein Vater ist heute Hilfsarbeiter in Stuttgart.

Die bairische *Mundart* von Kaltenstein unterscheidet sich — nach den Angaben von Fritz, der mein einziger Gewährsmann ist — nur wenig von der Mundart von Perbal; die wichtigsten Abweichungen seien genannt.

*Zwielautung* alter Einlaute tritt allgemein vor Nasenlauten ein; so bei den mhd. Kurzvokalen a (əo<sup>n</sup>fa<sup>n</sup>ʔə anfangen, hao<sup>n</sup> Hahn), ē und e (nəi<sup>n</sup>mə nehmen,

hoinn Henne) sowie bei den mhd. Langvokalen â (sou<sup>n</sup>mâ Samen, ou<sup>n</sup>ni ohne), ê und oe (wâ<sup>i</sup>nni wenig, šâ<sup>i</sup>nnâ schöner) und bei ô (lâ<sup>u</sup>n Lohn).

Der alte *Zwielaut* ei erscheint als qâ, vor Nasenlaut zu uâ<sup>n</sup> verengt: lqâ<sup>r</sup> Leiter, huâ<sup>n</sup>m heim. — Mhd. ou wird in wenigen Wörtern noch durch aa wiedergegeben (aa auch, pflaa<sup>n</sup>mâ Flaum), meist schon durch schriftnahes ao (grao grau). — Der mhd. *Zwielaut* uo wird „gestürzt“: g<sup>h</sup>ui genug, huit Hut; vor Nasenlauten wird allerdings (wie z. B. im Schwäbischen) ôâ<sup>n</sup> gesprochen: bloâ<sup>n</sup>m Blume.

Die Beugungsendungen des *Zeitworts* sind dieselben wie in der Mundart von Perbal.

Das Fürwort „ihr“ (2. Person Mehrzahl) erscheint in der bairischen Form ees.

Im Familienkreis und unter bairisch Redenden gebraucht Fritz die *Heimatsmundart*, jedoch in wesentlich geläuterter Form; auf manche alten Formen muß er sich erst besinnen.

Die *Zwielautung* von Vokalen vor Nasenlauten fehlt bei ihm meistens, Fritz sagt also im allgemeinen aaf<sup>a</sup>an<sup>h</sup>â anfangen, nee<sup>n</sup>mâ nehmen oo<sup>n</sup>ni ohne, loo<sup>n</sup> Lohn usw. — Mhd. uo wird in der Regel nicht mehr gestürzt, es heißt somit huê<sup>t</sup> Hut, wuê<sup>t</sup> Wut. — Das vokalisierte l wird häufig als Konsonant wiederhergestellt: füü<sup>l</sup> viel, göld Geld, solts Salz. — b und g werden teilweise vor der Endsilbe -en wieder eingeführt: geebm<sup>n</sup> geben, wq<sup>g</sup>q<sup>g</sup>h<sup>n</sup> Wagen. — In seltenen Fällen heißt es auch iâ geet statt iâ geets, ees geets ihr geht.

Sind diese Neuerungen insgesamt neben dem *Schwäbischen* vor allem der *Einheitssprache* zuzuschreiben, so zeugt die Tendenz, die Lautgruppe st auch nach r als st auszusprechen (biâs<sup>n</sup>dn statt biâ<sup>s</sup>dn Bürste), offenkundig von sprachlicher Selbsttätigkeit: hier liegt eine Angleichung an das Hauptverfahren vor.

Unter Schwaben gebraucht Fritz die *schwäbische Umgangssprache*, und zwar je nach dem Gesprächspartner eines ihrer verschiedenen Ausprägungen (vgl. hierzu und zum folgenden Verf. 4, S. 217 ff.). Im Gespräch mit mir — ich gebrauche im allgemeinen die „provinzielle Umgangssprache“, also die tiefergelegene umgangssprachliche Schicht — zeigt Fritz im wesentlichen folgende Abweichungen von meiner Sprechweise:

Die engen Vokale i, u werden vor Nasenlauten häufig nicht mehr gesenkt: khind<sup>r</sup> Kinder, uns<sup>r</sup> unser usw. — Der alte Langvokal î erscheint vor Nasenlauten immer als enges â<sup>n</sup> (wie in Württembergisch-Franken): â<sup>n</sup>gwiisâ eingewiesen. — Die Endung -en erscheint vielfach, wie in der Lesesprache, als n: geen gehen, waâr<sup>n</sup> waren. — Die Zeitwörter „gehen“ und „stehen“ werden vielfach mit dem unschwäbischen Stammvokal e gebildet: mi<sup>t</sup> geen wir gehen, i šdee ich stehe. Auch beim Zeitwort „haben“ wird der einheitssprachliche a-Laut (hat) neben dem schwäbischen q (hqt) verwendet. — Schließlich verwendet Fritz in unbefangener Rede zahlreiche schriftsprachliche Wörter, selbst wenn schwäbische Entsprechungen vorhanden sind, wie „emporgearbeitet“ für schwäbisch rœufk<sup>a</sup>st heraufgeschafft usw.

Trotz diesen starken „aufwärtigen“ Tendenzen spricht Fritz ein *lautlich* fast reines Schwäbisch; stets verwendet er für mhd. î, û die typisch schwäbischen engen *Zwielaute*: bâi bei, sauf<sup>r</sup> sauer.

Insgesamt finden wir bei Fritz die Überlagerung zweier grundverschiedener Erscheinungen. Er fühlt sich im Bairischen und im Schwäbischen gleicherweise zu Hause und ist damit *zweisprachig*; indem aber beide Sprachformen nicht nur von der Einheitssprache, sondern auch gegenseitig voneinander beeinflußt werden, bietet seine Sprechweise zugleich ein typisches Beispiel von *Sprachmischung*. Solche doppelgesichtige Individualsprache war bei keinem anderen Gewährsmann festzustellen. Zu ihrer Erklärung mag eine weitere Beobachtung beitragen: Fritz Ziners Sprache ist viel weniger als gewöhnlich ein bloßes Produkt der sozialen Zustände und Beziehungen, seine Sprachbildung verläuft keineswegs passiv: Fritz neuert teilweise völlig unabhängig oder gar im Widerspruch zu den sozialen Verhältnissen. Sein Bairisch ist gepflegter als das seiner Eltern und Landsleute, sein Schwäbisch schriftnäher als das seiner Umgebung. Das neue Sprachgut, kaum aufgenommen, wird *verarbeitet*, in Eigenes umgeformt. Geistige Beweglichkeit und überdurchschnittliche Intelligenz heben unseren Gewährsmann aus der Menge seiner Schicksalsgenossen heraus.

Wer sich also mit sprachlichen Veränderungen und zumal mit der Entwicklung der Vertriebenensprachen beschäftigt, der wird neben den objektiven Gegebenheiten, neben der äußerlichen Situation immer auch die *Haltung* des einzelnen der Sprache gegenüber berücksichtigen müssen. Dieses *subjektive Element* des Sprachlebens bestimmt nicht (wie die sozialen Bedingungen) das Ausmaß der betroffenen Formen, nicht den Grad, sondern die *Art* der Neuerungen; damit ist die individuelle Haltung ein sprachbildender Faktor von außerordentlichem Gewicht.

Fritz Zinser freilich muß als Ausnahmeerscheinung gewertet werden. Wesentlicher sind für den Gesamtvorgang die *objektiven Gegebenheiten*, auf die nun schon mehrfach hinzuweisen war. Gemeint sind damit vor allem die Art der Berufstätigkeit, die Berufsstellung, die Anzahl der Arbeitskollegen und ihre Sprechweise. Wenn in einer Aalener Fabrik viele junge (etwa 20jährige) Sudetendeutsche ihre Heimatsprache bis heute ziemlich rein erhalten haben, so rührt das daher, daß etwa 40 % der Belegschaft aus dem Sudetenland stammen. In einem Reutlinger Textilbetrieb dagegen überwiegt der schwäbische Anteil bei weitem, und so ist das Schwäbische bei den meisten Heimatverwiesenen in raschem Vordringen begriffen; selbst die Älteren übernehmen jetzt zahlreiche neusprachliche Wörter und Wendungen.

Neben den Arbeitsbedingungen hat auch die *Wohnweise* entscheidenden Einfluß auf die Sprache des einzelnen. Meist leben die Vertriebenen zerstreut unter den Altbürgern, und ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung übersteigt selten ein Viertel (vgl. hierzu auch die Einleitung); so können sie natürlich dem Einfluß der bodenständigen Mundart keinen nachhaltigen und wirksamen Widerstand entgegensetzen. Anderes gilt für Vertriebene, die in *Lagern* leben. Auch hier ist man zwar meist aus



den verschiedensten Gegenden zusammengewürfelt, so daß keine einzelne Altsprache die anderen verdrängen kann. Aber immerhin ist der neusprachliche Einfluß hier so schwach, daß sich die heimischen Sprachformen am längsten und reinsten erhalten.

### 3. Mischsprache und Zweisprachigkeit

Die bisherigen Beobachtungen und Überlegungen haben in die Vielzahl und Vielgestalt der Sprachbewegungen, welche von der Umsiedlung ausgelöst wurden, einige Ordnung gebracht. Wir können unter den Heimatvertriebenen zwei große Gruppen unterscheiden: die zweisprachigen Kinder und die gemischtsprachigen Erwachsenen. Wenn demnach das Lebensalter den Hauptausschlag zu geben scheint, so wird diese Einteilung des näheren sowohl durch die Umweltbedingungen als durch die Person des Sprechers bestimmt.

Aber das Bild kompliziert sich wieder, wenn wir nun die Gruppe der *Jugendlichen* (etwa die 12- bis 25jährigen) betrachten. Sie sind teils misch-, teils mehrsprachig, ohne deutlich erkennbare Ordnung. Vielfach sind Mehrsprachige älter als Mischsprachige, oft ist es auch umgekehrt. So münden alle unsere Nachforschungen in die Frage: Wo liegt die Grenze zwischen Misch- und Mehrsprachigkeit? Nach welchen Regeln läßt sich diese Grenze festlegen? Das in so vieler Hinsicht aufschlußreiche Jugendalter muß den Schlüssel zur Klärung auch dieses Problems enthalten.

Oft schafft geschlossene und ursprüngliche Lebensart der Einheimischen, wie wir sie vielfach noch in den *Dörfern* finden, auch unter der Vertriebenenjugend einheitliche Zustände. So sind in der Volksschule von Neuler (Kreis Aalen) sämtliche Vertriebenenkinder (etwa 25 %) zweisprachig. Sie beherrschen und gebrauchen (meist sogar untereinander!) die schwäbische Mundart von Neuler; selbst wiederholte sorgsamste Beobachtung ließ keine Sprachunterschiede zwischen Vertriebenen- und einheimischen Kindern erkennen.

Von besonderem Interesse ist die Sprechweise des heute 18jährigen Heini *Lindner*, der aus Poppitz in Südmähren stammt. Er hat den größten Teil seiner Schulzeit in Neuler verbracht und spricht daher unverfälschtes Schwäbisch. Zugleich beherrscht er aber auch die heimatliche Mundart, und zwar in Einzelheiten besser als seine Mutter: während der Schulzeit hat er sich besonders gerne bei der alten, halbtuben Großmutter aufgehalten, die natürlich den umweltbedingten Neuerungen weniger zugänglich war als Heinis Mutter. — In ganz origineller Weise trat die Zweisprachigkeit bei einer Tonbandaufnahme hervor, die ich 1954 von Heinis damals 12jährigem Bruder *Horst* anfertigte. Der Junge sollte einige Erlebnisse bei der Weinlese in Poppitz erzählen. Je nachdem, ob er von seiner Mutter oder mir gefragt wurde, antwortete er bald in der Heimatmundart, bald auf Schwäbisch. Ja es kam sogar vor, daß er mitten im Satz völlig unvermittelt von der einen in die andere Mundart überging, sobald er sich während des Sprechens von der Mutter weg und mir zuwandte.

Für die Ausbildung der Zweisprachigkeit scheint neben der einheitlichen neusprachlichen Umwelt offenbar auch die Dauer des *Schulbesuchs* maßgebend zu sein. Die Entwicklung verläuft anders bei heimatvertriebenen Jugendlichen, die in der Stadt wohnen und hier nicht mehr oder nur noch kurze Zeit zur Schule gingen.

Der 24jährige Buchbinder *Dreizel* aus Pilsen (heute Aalen) verlebte die letzten Schuljahre in Niederbayern. Bei ihm sind schwäbische Einflüsse fast nur in Einzelwörtern nachzuweisen; vollständiger Übergang zur Neusprache darf trotz der rein schwäbischen Umgebung nicht erwartet werden.

Ein 22jähriger Schlosser aus der Gegend von Gablonz war nach der Ausweisung noch zwei Jahre in Aalen zur Schule gegangen. Als ich ihn ansprach, antwortete er mir schwäbisch, jedoch mit heimischem Einschlag. Besonders bemerkenswert ist, daß bei ihm die mhd.-Laute *ei* und *î* (und ebenso *ou* und *û*) in halboffene Laute zusammengefallen sind. Er sagt *lêijt leicht* (mhd. *liht*) wie *brêit breit* (mhd. *breit*), *hqus Haus* (mhd. *hûs*) wie *rqux Rauch* (mhd. *rouch*) — eine Erscheinung, die wir bei vielen ins schwäbische Sprachgebiet Zugezogenen beobachten können. Sie ist leicht zu erklären: der Sprachneuling weiß um den Zusammenfall der betreffenden Laute in der deutschen Einheitsprache, übersieht aber, daß das Schwäbische diese Laute scharf auseinanderhält. So vollzieht er einen verständlichen Ausgleichsakt, indem er jedem *ei* und *au* der Schriftsprache die auffallenden schwäbischen Laute *êi* und *œu*, so gut er sie eben auszusprechen vermag, unterlegt. — Beim Erklären einer Maschine fiel dieser Gewährsmann übrigens unvermerkt in eine Art schlesischer Umgangssprache zurück: seine Arbeitskameraden und Vorgesetzten sind fast ausschließlich Landsleute. Ein späteres völliges Beherrschen der Neusprache erscheint daher auch bei ihm fraglich.

Dagegen ist Franz *Mack* aus Südmähren, heute 22 Jahre alt, zweisprachig. Sein Schwäbisch hat sich allerdings von der Mundart abgelöst, er gebraucht die Stuttgarter Umgangssprache (s. Verf. 4, S. 218 ff.). Diese Sprechweise ist dadurch bedingt, daß er in mehreren verschiedensprachigen schwäbischen Dörfern (zuletzt Neuler) zur Schule ging, daß er außerdem seit 5 Jahren in einem großen Stuttgarter Betrieb arbeitet. Auf schwäbischen Volksschulen verbrachte er insgesamt 4 Jahre.

Aus den bisherigen Beobachtungen ergibt sich folgendes: Wer in der neuen Heimat wenigstens 4 Jahre zur Schule ging, wird zweisprachig. Wer aber die neusprachige Schule nur zwei Jahre oder noch kürzere Zeit besuchte, erreicht allenfalls einen bestimmten Grad der Mischsprachigkeit; ein völliger Übergang zur Neusprache bleibt meist unwahrscheinlich.

Dem widerspricht allerdings die Redeweise des 23jährigen Hilfsarbeiters *Sepp Weiser* aus Nordmähren, der am neuen Wohnsitz Aalen etwa noch ein halbes Jahr die Schule besuchte. Er lebt seit Jahren von seinen Eltern getrennt und verkehrt besonders viel mit Einheimischen. Schon 1952 sprach er das heimische Idiom mit deutlichen schwäbischen Einschlägen: oft sagte er *daag* neben *dogg Tag*, *waag* neben *wogg Wagen*. Schwäbisches *sagß, bißt* begann heimisches *sgst sagst, bist bist* zu verdrängen: auch gebrauchte er zahlreiche ostschwäbische Sonderformen wie *haand Hand*, *blëd blöde* usw. — Zwei Jahre später hatten sich die eindringenden Neuerungen fast ausnahmslos durchgesetzt. Außerdem hatte er die schwäbische enge Aussprache in *brêi Brei*, *hqus Haus*

angenommen (gegen heimisch-einheitssprachliches *brae*, *haos*). — Sepp war zur Zeit der Umsiedlung schon zu alt, um noch zweisprachig zu werden. Aber unter dem Druck der sozialen Verhältnisse wird er über die Mischsprache bald völlig zur Neusprache übergegangen sein, auch wenn er natürlicherweise mit seinen Landsleuten noch vorwiegend in der heimatlichen Mundart redet.

Demzufolge kann nicht der Schulbesuch allein die Sprachbildung der jugendlichen Neubürger entscheiden; gleichbleibende und starkwirkende *neusprachliche Umwelt* kann die Mischsprache vollständig zur Neusprache werden lassen.

Indessen kann auch vier- oder mehrjähriger Besuch einer neusprachlichen Schule nicht unbedingt die „fehlerfreie“ Aneignung der Neusprache gewährleisten. Dazu einige Beobachtungen aus jüngster Zeit (Frühjahr 1957).

Der 19jährige Robert *Pohl* stammt aus der Umgebung von Mährisch-Ostrau. Er lebt heute in einem mittelschwäbischen Dorf und besucht seit 1952 das Gymnasium in Sindelfingen. Mit Lehrern und mit Nichtschwaben unterhält er sich in der Einheitssprache, wobei das heimische Idiom nur noch in dem etwas harten Sprechrhythmus nachhallt. Seinen schwäbischen Kameraden gegenüber bedient er sich einer Mischsprache vorwiegend schwäbischen Charakters, wobei er allerdings die typisch schwäbischen Laute *əi*, *əu* (für mhd. *î*, *û*) in geweiteter Form als *ei*, *qu* oder gar als *ae*, *ao* (wie in der Einheitsrede) wiedergibt. —

Der 18jährige Norbert *Noller* aus Königsberg (Ostpreußen) geht schon seit 7 Jahren auf das Sindelfinger Gymnasium. Er verbrachte nach der Ausweisung 3 Jahre in einem Vertriebenenlager in Dänemark, von 1948 bis 1950 lebte er in einem westfälischen Dorf, seit 1950 wohnt er in Böblingen. Meist bedient er sich der hergebrachten elterlichen Einheitsrede mit leicht ostpreussischem Einschlag, im Gespräch mit schwäbischen Kameraden jedoch einer Mischsprache, die nur schwache schwäbische Merkmale zeigt. Zwar wird die Nachsilbe *-en* fast immer (wie schwäbisch) zu *ə*, aber mhd. *ē* erscheint als enger Laut: *leebə* gegen schwäb. *lɛʃəbə*. Im unbefangenen Gespräch kommt es häufig zu ganz ungewöhnlichen Mischformen: *haß des jeseen?* hast du das gesehen? (schwäb. *hoß des gsɛʃə?*) oder: *des is guət*, das ist gut (schwäb. *des iß guət* oder *deß guət*). Ein späterer völliger Übergang zum Schwäbischen ist bei ihm völlig unmöglich. Bezeichnend ist auch das Urteil der einheimischen Kameraden, die ihm — im Gegensatz zu Robert Pohl — unbedingt eine sprachliche Sonderstellung zuschreiben.

Lehrreich ist ferner das Sprachgebarren des 16jährigen Fritz *Schatz*. Er ist in der Stadt Zwittau im Schönhengstgau aufgewachsen. Die Eltern bedienten sich aber nicht der bodenständigen Mundart, sondern, dem Gebrauch der Zwittauer Oberschicht gemäß, der Einheitsrede, die dort allerdings in Satzmelodie und Lautgestaltung unüberhörbare Einflüsse der einstigen Reichshauptstadt Wien zeigte. Bis 1951 lebte die Familie in der Gegend von Eichstätt, wo Fritz eine einklassige Dorfschule besuchte. 1951 siedelte man nach Stuttgart über, wo Fritz seitdem zur Oberschule geht. — Die sechs Stuttgarter Jahre haben Fritz keineswegs zum Schwaben gemacht. Zwar hat er manche schwäbischen Eigenarten angenommen: die Endsilbe *-en* wird zu *ə*, die Lautgruppe *st* meist auch im In- und Auslaut zu *št* (*fešt* fest, du *hošt* hast), mhd. *ā* vielfach zu *qq* (*štqq*s Straße), auch werden mhd. *i*, *u* vor Nasalen oft gesenkt (*bendə* binden, *bondə* gebunden). Aber mhd. *î*, *û* blieben als weite Diphthonge erhalten (*baem* *haos* beim Haus), und auffallend ist auch das

gerollte Zungen-r, das unter der Stuttgarter Schuljugend längst dem Gaumen-Reibelaut gewichen ist.

Vergleichen wir diese drei Gewährsleute, so fällt auf, daß Robert Pohl als der älteste, der zudem nur fünf Jahre lang eine schwäbische Schule besuchte, das relativ beste Schwäbisch spricht. Diese Tatsache mag einmal darin begründet sein, daß Robert heute in bauerlicher Umgebung lebt, wo die Wirkung sozialer Kräfte noch viel stärker ist als in der Stadt. Vor allem aber brachte Robert von der alten Heimat nur seine *Mundart* mit. Erwägt man, daß der einzelne während der Umsiedlung dem Ansturm zahlloser Neuerungen ausgesetzt ist, so wird die Erschütterung aller traditionsgebundenen Lebensäußerungen (wie namentlich der Altsprache) begreiflich. Andererseits gewinnen in solchen Epochen unablässigen Wechsels die weithin geltenden und bestehenden Gebilde, wie die deutsche Einheitssprache, erhöhte Bedeutung. Eine Vertriebenenmundart von beschränktem Verbreitungsgebiet kann unter solchen Umständen nicht dieselbe Widerstandskraft besitzen wie eine schriftnahe Umgangssprache der Heimatvertriebenen. Auch in Süddeutschland wächst heute die Bedeutung der Einheitssprache nebst ihrer gesprochenen Form, der Einheitsrede, unaufhaltsam, nicht nur in der Schule, sondern allenthalben im öffentlichen und privaten Leben, wozu die modernen Publikationsmittel, wie Presse und Funk, sowie die wachsende Vorliebe der Jugend für Film und verschiedenartigste Literatur wohl das meiste beitragen. Verwandte Sprachformen stützt und stärkt die Einheitssprache, abweichende Sprachformen verdrängt sie. Darum also sind Norbert und Fritz — von ihrem Standpunkt aus — noch nicht so „verschwäbelt“ wie Robert, darum haben sie — wie die einheimischen Kameraden es ausdrücken — Schwierigkeiten mit dem Schwäbischen.

Gemeinsam aber ist allen dreien die Mischsprachigkeit, obwohl sie alle fünf oder mehr Jahre die schwäbische Schule besuchten. Freilich handelt es sich hier um *höhere Schulen*, während die oben angeführten Gewährsleute *Volksschüler* waren. Das mag nicht unerheblich sein. Vielfach stammt die Schülerschaft der verschiedenen Bildungsanstalten auch heute noch aus deutlich unterscheidbaren Bevölkerungsschichten. Tatsache ist, daß in den württembergischen Gymnasien die schwäbische Umgangssprache gepflegter Prägung vorherrscht, daß hingegen in den Volksschulen der Provinzstädte die schwäbische oder fränkische Mundart noch eine beachtliche Rolle spielt. Der Umgangssprache aber als der schriftnäheren Form fehlt die Radikalität des So-und-Anders-Seins und damit ein gut Teil der Stoßkraft, welche die Mundart noch besitzt. Je enger eine Sprache der Einheitssprache verwandt ist, desto weniger Eigengewicht besitzt sie, desto weniger vermag sie zu beeinflussen und damit zu wandeln (es sei denn eben auf die Einheitssprache

hin). Das Schwäbische findet seinen kräftigsten und klarsten Ausdruck in der immer noch höchst lebensfähigen Mundart. Diese, und sei ihr Geltungsbereich noch so klein, vermag daher unter den Heimatvertriebenen auch die meisten „Proselyten“ zu machen.

Einem scheinbaren Widerspruch in unseren Darlegungen sei gleich begegnet. Wenn oben die Widerstandskraft der Mundart geleugnet und gleich darauf entschieden bejaht wurde, wenn ganz ähnlich den schriftnahen „Umgangssprachen“ eigenes Gewicht abgesprochen wurde, nachdem ihnen soeben im Sprachleben der Gegenwart eine feste und zukunftsreiche Stellung zuerkannt worden war, so sind diese gegensätzlichen Äußerungen nur zu verstehen, wenn man sie im Rahmen der Konfrontation von Alt- und Neusprache betrachtet. Die Altsprachen stehen in der Abwehr, sie sind in der Minderheit; nur die Nähe der übermächtigen Einheitssprache kann ihren Untergang aufhalten. Die schwäbische Neusprache hingegen ist im Vordringen begriffen; jedes „Kampfbündnis“ mit der Einheitssprache würde sie eo ipso von ihrem Ziel abdrängen, würde sie dem „Hochdeutschen“ annähern und damit sich selbst entfremden. Das ist ja auch tatsächlich der Fall. Wie das Gesamtschwäbische und besonders die höheren, umgangssprachlichen Schichten des Schwäbischen sich unaufhaltsam zur deutschen Einheitssprache hin entwickeln, habe ich in meiner Dissertation (4, S. 217 ff. et passim) zu zeigen versucht; ebenso ergeht es den Vertriebenensprachen und namentlich den schriftnächsten unter ihnen. — Aber davon soll hier nicht die Rede sein. In der Wirklichkeit des gegenwärtigen Sprachlebens durchdringen sich zwei große Sprachbewegungen: die Auseinandersetzung von Alt- und Neusprachen und die Tendenz aller bodenständigen, „traditionellen“ Sprachformen zum gemeindeutschen Ausgleich. Aufgabe der vorliegenden Untersuchung ist es, die erstgenannte der beiden Strömungen aus dem riesigen Strudel herauszulösen und gesondert darzustellen. Beschränken wir uns auf das damit peinlich abgesteckte Geviert, so zeigen unter den Altsprachen die schriftnächsten das stärkste Beharrungsvermögen, unter den Neusprachen die schriftfernsten die größte Stoßkraft.

Noch ist aber die Grenze zwischen gemischtsprachigen und zweisprachigen Heimatvertriebenen nicht mit befriedigender Genauigkeit gezogen. Auch mehr als vierjähriger Schulbesuch führt, wie festzustellen war, nicht unfehlbar zur Zweisprachigkeit. Die Besonderheit der höheren Schule allein bietet keine hinreichende Erklärung. Weit wichtiger scheint mir ein anderer Umstand. Robert war, als er ins schwäbische Sprachgebiet übersiedelte, 14 Jahre alt, Norbert immerhin 11. Alle aufgeführten Gewährsleute aber, die zweisprachig wurden, waren zu diesem Zeitpunkt höchstens 10 Jahre alt. Nicht der Schulbesuch allein, sondern *die Dauer des Schulbesuchs in einem bestimmten Lebensalter* geben demnach den Ausschlag. Die Frage: Mischsprache oder

Zweisprache? wird im *Volksschulalter* entschieden. Die sprachliche Entwicklung des jungen Heimatverwiesenen hängt davon ab, wie lange er vor seinem 15. Lebensjahr eine neusprachliche Schule besuchte.

Damit lassen sich in dem Gewirr der Erscheinungen doch gewisse *Grundlinien* erkennen. Die Grenze zwischen den zweisprachigen Kindern und den gemischtsprachigen Erwachsenen wird an der Schwelle von der Kindheit zum Jugendalter gezogen. Vierjähriger Schulbesuch in neusprachlicher Umgebung ist die Mindestvoraussetzung für die Zweisprachigkeit, und dieser Schulbesuch muß spätestens im 11. Lebensjahr einsetzen. Im einzelnen fällt noch die soziale Umgebung in der neuen Heimat ins Gewicht, während die individuelle Veranlagung in dieser Phase höchster Beeinflußbarkeit wohl geringer anzuschlagen ist als bei den Erwachsenen. Außerordentliche Bedeutung für die Sprachbildung kommt immer der *Altsprache* zu; der Grad ihrer Schriftnähe bedingt ihre Widerstandskraft.

Der *Fortgang* der hier gezeichneten Entwicklung ist im großen klar. Sollten nicht Rücksiedlungen größeren Ausmaßes zu einer Neubelebung der Vertriebenensprachen führen, so werden sie in 1 bis 2 Generationen allesamt und ziemlich spurlos verschwunden sein. — Im einzelnen freilich sind zahlreiche Fragezeichen anzubringen. Selbst bei den näher untersuchten Gewährsleuten des 3. Abschnitts kann keine zuverlässige Prognose über die sprachliche Weiterbildung gestellt werden. Geänderte Umweltbedingungen, neuartige Berufstätigkeit können die angebahnte Entwicklung umleiten oder abbrechen. In vielen Fällen mag z. B. akademisches Studium und daraus hervorgehende berufliche Geistesarbeit eine Rückentwicklung vom Schwäbischen zur Einheitssprache bewirken. So liegen bei fast allen jüngeren Gewährsleuten die Bedingungen für die künftige Sprachbildung noch im Ungewissen.

Dies sind in Kürze die Ergebnisse mehrjähriger Untersuchungen zur Sprache der Heimatvertriebenen. Sie sind nicht abgeschlossen. Weitere Forschungen auf breiterer Basis sind notwendig; sie werden zur Verdeutlichung, vielleicht gelegentlich auch zu Korrekturen des hier gezeichneten Bildes führen. — Außerdem sei betont, daß meine Schlußfolgerungen auf den Verhältnissen und Vorgängen im schwäbischen Sprachgebiet beruhen. Anderswo wird anderes gelten. Die sozialen Bedingungen des Neulandes und das Verhältnis von Alt- und Neusprache zur Einheitssprache sind die Regeln dieses groß angelegten Spiels, und sie mögen mit dem Schauplatz wechseln. Und doch ist es *ein* Spiel, das gespielt wird. Es wäre dringend zu wünschen, daß ähnliche Untersuchungen aus anderen deutschen Sprachlandschaften das Verständnis dieser Vorgänge fördern mögen.

## Schrifttum:

- Karl Bohnenberger:** Die alemannische Mundart. Umgrenzung, Innengliederung und Kennzeichnung (mit Karte), Tübingen 1953.
- Albert Eckert:** Die Mundarten der deutschen Mutterkolonien Bessarabiens und ihre Stammheimat, Marburg 1941 (Deutsche Dialektgeographie Heft 40).
- Ulrich Engel:** Mundart und Brauchtum in Perbal, Kreis Budapest (Ungarn), 1953 (Maschinenschrift).
- ders.:** Mundart und Umgangssprache in Württemberg. Beiträge zur Sprachsoziologie der Gegenwart, Dissertation, Tübingen 1954 (Maschinenschrift).
- ders.:** Zu den Mundarten von Neudorf, Torsa und Kisdorog, 1952 (Maschinenschrift).
- Die Heimatvertriebenen in Württemberg-Baden und ihre wirtschaftliche Eingliederung,** hrsg. vom Staatsbeauftragten für das Flüchtlingswesen in Württemberg-Baden, 1950.
- Hugo Moser:** Schwäbische Mundart und Sitte in Sathmar, Tübinger Dissertation, München 1937.
- ders.:** Umsiedlung und Sprachwandel, in: Bildungsfragen der Gegenwart, hrsg. von F. X. Arnold (Festschrift für Th. Bäuerle), Stuttgart 1953, S. 119 ff.
- Hermann Schick:** Die schwäbischen Mundarten in deutschen Dörfern Südosteuropas, Dissertation Tübingen 1954 (Maschinenschrift).
- Viktor Schirmunski:** Sprachgeschichte und Siedlungsmundarten, Germ.-Roman. Monatsschrift 18 (1930), S. 113 ff. und S. 171 ff.